

Franz Weinzettl

Auf halber Höhe

Mit zwei Briefen von Peter Handke

Er schaute längere Zeit zu Boden und suchte nach einem vierblättrigen Klee, wie nach dem darauf nun verdienten Glück, gab es jedoch gleich wieder auf und setzte sich an den Tisch in der Nähe; legte sich dann auf die Bank und schaute wieder ins Gras – die Halme ragten wie Stangen in die Höhe, und es riss sie im Wind hin und her, aber die Spinne, die sich nicht nur abschütteln ließ, sondern traumsicher von Spitze zu Spitze schwebte und derart ihr Netz baute: „So sollte man schreiben können!“, dachte er.

„Ihr Buch hat nichts Gekonntes, es zittert nur von sanftester Wahrheit. Ich sag’s halt: bei manchen Absätzen, wie bei der Beschreibung des Begräbnisses der Großmutter, waren mir – nicht gerade Tränen, aber doch ähnliche Stoffe in den Augen. Wenn es nur alle Menschen lesen, auch die Fußballer, Geländeläufer, und die Pfarrer, die nach Messgeldern gieren. Es ist eine Geschichte für alle. Das Wunderbarste ist, dass Ihre Sätze fast ohne Attitüde sind; keiner von uns hat das geschafft.“

Peter Handke an Franz Weinzettl

„Formvollendet, ohne literarisches Durchpausen“, nennt Peter Handke die meisterhafte Erzählung von Franz Weinzettls.

Weinzettl zeichnet darin nach, was viele erlebten, die ein paar Jahre ihres Lebens auf Hochschulen verbracht haben: eingesponnen sein in sich selbst, Kontaktverlust zu nahe stehenden Menschen und immer wieder Zweifel am Sinn dessen, was man sich anstudiert hat. Allmählich erst findet Wagner, der Held der Erzählung, zu Offenheit und Vertrauen zurück und vermag so der unglücklichen Liebesgeschichte mit sich selbst ein Ende zu setzen. Mit neuer Kraft des Erfindens und Empfindens gelangen ihm die ruhigen Blicke auf die Natur, die Landschaft seiner Herkunft, die Mutter, und er erfährt eine Art zweiter Kindheit – es ist zugleich ein Nachholen und ein Neubeginn, ein neuer Durchbruch zum Leben. Ein sanftes Buch. Ein Buch vom Erwachsenwerden, vom wachsenden Selbstvertrauen.

Die Kritik hat Franz Weinzettls 1983 erstmals erschienene Debüterzählung als neue Art des Bildungsromans gefeiert, als „zarte, scheue Entwicklungsgeschichte, deren Verhaltenheit sogar den Gestus der Sprache prägt“ (*Kleine Zeitung*). „Ein ehrliches Buch, und wichtiger noch: ein glänzend geschriebenes.“ (*Basler Zeitung*)

Franz Weinzettl, geb. 1955 in Feldbach, lebt als Schriftsteller und Psychotherapeut in Graz. In der Edition Korrespondenzen erschienen: *Das Glück zwischendurch* (2001), *Der Jahreskreis der Anna Neuherz*

Franz Weinzettl, *Auf halber Höhe*. Erzählung

Mit zwei Briefen von Peter Handke

128 Seiten, broschiert, fadengeheftet

ISBN 3-902113-26-X € 15,- / sfr 26,-

Pressespiegel

In einer schönen Zeit

„Spielt in einer schönen Zeit“, hat Peter Handke mit Bleistift in Franz Weinzettls Buch „Auf halber Höhe“ geschrieben. Das war 1983, und wir wissen es, weil der Verlag zur Neuausgabe der Erzählung zwei alte Briefe Handkes an den Autor mit abdruckt.

Die kollegiale Sympathie für den damals noch jungen österreichischen Schriftsteller ist unüberhörbar, und das wohl nicht ohne Grund. Wenn "Träumen und Gehen" einer von Peter Handkes Wahlprüchen ist, dann folgt auch Franz Weinzettls frühe Prosa diesem Muster entschleunigter Wahrnehmung.

Die Erzählung „Auf halber Höhe“ ist ein Gang durch eine Kindheit, die mit der Natur fest verwachsen ist. Der Wald, das Gesträuch und das Dorf an der Grenze bleiben in diesem angedeuteten Bildungsroman Orte des „Daheimseins“. Die Figur der Erzählung zieht in die Stadt, wird Lehrer und bleibt doch im Zustand naturnaher „Verwunderung“. Über alle Selbstsicherheit triumphiert nur die künstlerische Anstrengung. Und das ist wohl auch ein verborgener Witz dieses Buches, das ja ein Erzähldebüt ist. „Wenn ihm das Betrachten gelang: die Geborgenheit wie seit je und für immer; alles Schwere, jene Augenblicke lang, entmachtet; die Erinnerung daran: etwas, das half, weiterzuleben.“

Präzise zeichnet Franz Weinzettl Prosa die Gesten ihrer Figuren nach, nähert sich den mikroskopischen Verflechtung der Natur und lässt in jeder Zeile die Gefahr einer Vergrößerung der Welt ahnen. „Auf Halber Höhe“, Franz Weinzettls Erzählungen, „zittert vor sanftester Wahrheit“. So schön hat es Peter Handke gesagt.

Paul Jandl, NZZ, Oktober 2004

Ein Ort nahe von „daheim“

„Auf halber Höhe“ ist Franz Weinzettls Debüt von 1983. Nach zwei Ausgaben war es länger vergriffen und ist von Franz Hammerbacher glücklicherweise wieder aufgegriffen worden. Man hört es am Namen, der Autor ist Österreicher, geboren 1955 in dem kleinen Dorf Feldbach in der Steiermark.

Wahrscheinlich beginnt hier Wagners, des Protagonisten, Geschichte. So fängt es an: Die Ortsnamen, die er der Mutter auf einer Wanderkarte vorliest, rufen ihre Erinnerungen hervor: „Dort haben wir Holz geholt... dort hab' ich öfter gearbeitet, als Mädchen... dorthin sind wir im Krieg geflüchtet...“

Wagner lebt mit der Mutter alleine, der Vater ist früh gestorben. Der Sohn geht aufs Gymnasium in eine andere Stadt, wird Kostgänger, da die Eltern arm sind. Dann wird in Graz studiert. Der junge Wagner, ausgerüstet und zugleich behindert, mit seinem reichen Innenleben, selbstbezogen, in sich versponnen, eingekapselt in seinem So-Sein, leidet. Das Leiden eines Einzelnen, aber ein Leiden, das jeder kennt. Die Dinge erzählen sich: „Die Mulde oben in der Zufahrt“... „Oben das Haus, von den Bäumen und Sträuchern halb verdeckt. Unterhalb des Wegs, im Himbeerstaudendickicht, die Mutter; im Gras, die Katze. Mit ihm nachgelaufen der Hund, der manchmal, wie aus Übermut, plötzlich einen Satz machte.“

Der Leser erlebt Wagners/ Weinzettls Erwachsenwerden, sein Reifen durch die Dinge, die Landschaft, den Blick nach draußen, sein Aufwachen an der Welt, in aller Schlichtheit und mit großer Innigkeit; sanft warm, und wohltuend, zärtlich und beruhigend. Dieser Ton ist nur bei Franz Weinzettl anzutreffen und kaum fassbar, dass eine Geschichte aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzählt wird.

Brigitte Espenlaub, info3, September 2004

Verrückte Aussöhnung

Franz Weinzettls „Auf halber Höhe“

Um Franz Weinzettl, 1955 in Feldbach geboren, im Brotberuf Psychiater und nur unter wahren Literaturliebhabern mehr als dem Namen nach bekannt, Lesern also, die dem poetischen Duktus eines Buchs mehr Bedeutung beimessen als der Oberfläche eines spannenden Plots, rankt sich eine Legende, die einem Märchen zu entstammen scheint. Als Peter Handke 1979 der Kafka-Preis verliehen wurde, nahm er dankend an und gab die Ehrung sogleich an jenen weiter, den er in einem Brief wissen ließ: „Ich sehe klar, dass das Schreiben Ihre Existenzform sein müsste, wie bei sonst fast niemanden, den ich kenne - mag ihnen aber nicht dazu raten.“ Der literarische Unbekannte Franz Weinzettl, der erst wenige Jahre zuvor das Schreiben für sich entdeckt hatte, war von Österreichs Dichterfürsten in den Stand eines Prinzen erhoben worden. Vier Jahre danach, 1983, sollte sich herausstellen, ob Handke mit seiner großen Geste ein Talent aufs Podest gehoben hatte, das die nun gestellten Erwartungen auch erfüllen konnte. Im Residenz Verlag erschien „Auf halber Höhe“, Weinzettls Debüt. Gleichzeitig machte der studierte Germanist und Historiker die Literaturproduktion zu seinem Beruf. In der Edition Korrespondenzen ist die wortgewaltige Erzählung, die wider die Gesetze von Handlung und Chronologie magische Bilder aus der Landschaft einer Kindheit und Jugend in der Provinz komponiert, neu erschienen; angereichert mit zwei Briefen Handkes, jenem oben zitierten vom 14. März 1979 und einem zweiten, der am 25. März 1983 das Erscheinen der ersten Ausgabe feierte.

Die „Urzeit“ nennt Handke die von Weinzettl mit engelsgleichem Sanftmut beschriebenen Jahre, in denen der Bub im Schutz von Mutter und Großmutter aufwächst - so sehr im Einklang mit der Natur, dass er ihre Schönheit und ihr Wesen nicht erfassen, ja nicht einmal wahrnehmen kann. In diese „Urzeit“ kehrt der Erzähler Jahrzehnte später zurück, seinen Leser im Schlepptau. Schubweise kommen die Bilder der Kindheit zum Vorschein, die kleinen unscheinbaren Details. Weinzettl, der mit seinem privaten „Damals“ im Reinen ist - mit der Kargheit der Nachkriegszeit, die auch Armut genannt werden darf, mit der Außenseiterstellung, in der sich das für die Landgesellschaft anormal intelligente Kind geschoben sieht, mit der Einsamkeit eines Studenten, der vom Land in die Stadt geht - lässt die Erinnerungen wie Nebel aufsteigen. „Die Orte nahe von „daheim“: das Daheimsein als Zeit der Kindheit“, heißt es kryptisch und doch programmatisch auf der ersten Seite, und was folgt, ist die gut 100 Seiten währende Suggestion einer so tiefen Geborgenheit, wie sie nur in Tagträumen, nicht aber in der Realität existiert.

Weinzettl gelingt, wofür ihn die politisch engagierte Gilde der Anti-Heimat-Autoren Anfang der 1980er gehasst haben dürfte. Er verklärt den Muff und die Enge einer Arme-Leute-Kindheit im Österreich der 1950er bis 1970er, schildert das Bedrückende als Ursprung innerer Glückseligkeit. Weinzettl predigt nicht Hass gegen die Archaik der Eltern, fordert nicht, mit den aufgehäuften Ungerechtigkeiten abzurechnen, wie die Schriftstellergeneration um Franz Innerhofer zuvor. Weinzettl lässt den Leser erleben, wie er, der Erwachsene, in seine Kindheit zurückkehrt, sie in der Erinnerung ein zweites Mal erlebt - und dabei die Chance nutzt, das „Damals“ nach seinen Wünschen zum Guten zu korrigieren. Weinzettl demonstriert, wie man sich aussöhnt und Frieden schließt. Ihm geht es um die Harmonie, um das Positive, um Frieden im Inneren. „Spielt in einer schönen Zeit“, so Peter Handke an Franz Weinzettl, habe er 1983 in das Buch hinein geschrieben. Obwohl die äußeren Umstände von Schicksalsschlägen und Härte geprägt sind.

Ohne an dieser Stelle das eine gegen das andere ausspielen zu wollen, könnte man Weinzettls „Auf halber Höhe“ als Gegenprogramm zu Franz Innerhofers Trilogie „Schöne Tage“ (1974), „Schattseite“ (1975) und „Die großen Wörter“ (1977) lesen - die Altersspanne, die beider Protagonisten durchleben, ist ähnlich, auch der Werdegang zeigt Parallelen. Sprachlich gehen beide eigene Wege, beherrschen beide auf ihre Weise ihr Handwerk perfekt. Weinzettl lässt die Erinnerung scheinbar unkontrolliert aus sich herausprudeln, nicht der Intellekt, sondern das Unterbewusstsein scheint Regie zu führen. Der entscheidende Unterschied aber ist die Lautstärke. Innerhofers Bücher waren ein Schmerzensschrei, der

kurzfristig ganz Österreich und bald auch das Ausland erzittern ließ. Sie waren Anklageschriften, Weinzettls Buch hingegen ist ein großer Versuch der Aussöhnung.

Aussöhnung ist aber immer etwas Privates, Einsames und eine der am unspektakulärsten (zwischen)menschlichen Handlungen. Aussöhnung entstammt dem selben Wortfeld wie Langeweile; ebenso Friede. Weinzettls Buch ist schön, perfekt und vor allem intelligent, aber es will kein Feuer entzünden, keine Unruhe stiften.

Martin Droschke, Literatur und Kritik, Juli 2004

Was Wagner wagt

Es ist wahrscheinlich eine Unart die letzten Worte eines Buchs zuerst zu lesen, aber wer ist nicht gern hin und wieder unartig?

Zumal es - abgesehen von der Tatsache, dass das Blättern von hinten nach vorne für Linkshänder ganz natürlich ist - einiges gibt, was mitunter für eine solche Vorgangsweise spricht. Im Falle von Franz Weinzettls Erzählung „Auf halber Höhe“ etwa bringen gerade diese letzten Worte (inhaltlich) die vorangehenden Kapitel auf den Punkt, sie lassen den Leser vorab mit der hier (formal) auf die Spitze getriebenen, spezifischen Weinzettl-Dialektik Bekanntschaft machen, und sie verleiten überdies den unartigen Leser dazu, seine Lektüre unverzüglich auf Seite 1 fortzusetzen.

Ich beginne also mit dem Schluss. Zunächst mit der Frage des Protagonisten Wagner, die dem vorangegangenen, über hundert Seiten langen, liebevollen Beschreibungsversuch (also die von Wagner bescheiden, wenn nicht kokett „Versuch“ genannte Beschreibung) seines Werdegangs eine unterschwellige Absicht unterstellt. Nämlich die Absicht, dass dieser „Versuch“ auch eine durchaus intendierte Selbstverherrlichung beinhalte: „Verherrlichte er in allem, was er liebevoll zu beschreiben versuchte, nicht auch sich selbst?“ Anstelle einer Antwort folgt der abermals fragend formulierte Zweifel, ob seine permanent zur Schau getragene Bescheidenheit denn nicht vielleicht lediglich aufgesetzt sei, und ob es sich dabei nicht ganz einfach um Gefallsucht handle. Doch möglicherweise wird auch diese Frage nur wieder aus gespielter Unsicherheit gestellt: „Die Bescheidenheit, die er fortwährend zeigte: bloß kokette Allüre?“

Schließlich die Antwort, gleich auf beide Fragen. Nicht direkt bejahend, sondern vorsichtig ein „wenn es so wäre“ vorschubend, also keineswegs ausschließend, dass es auch ganz anders sein könnte - womit der folgenden Aussage möglicherweise schon im Vorhinein das eventuell Ungeheuerliche entzogen ist, nach dem sie klingen könnte, wenn es denn wirklich „so wäre“. Das Versteckspiel mit sich selbst und mit dem Leser ist als solches entlarvt und soll zum Teufel fahren. Wagner ist nicht so zurückhaltend, wie er tut. Im Gegenteil. Oder? „Soweit sie es war: ‚Weg damit!‘ dachte er, und: ‚Ich liebe mich! Schluß mit dem Versteckspielen!“ Der mühsame, jahrzehntelange Weg zur Selbstakzeptanz hat also ein Ende gefunden, wenn auch voraussichtlich nur ein vorläufiges. Wagner, endlich wirklich der „Held“ der Erzählung, hat sich mit seiner Person angefreundet, Wagner liebt sich. In einem atemberaubenden Endspurt im Hakenschlagen hat er alles, was ihn bisher davon abgehalten hat, abgeschüttelt.

Oder auch nicht. Denn es kommt noch ein Nachsatz. Auf die vorletzte Überraschung folgt zu guter Letzt noch der ultimative, der noch überraschendere Haken, ein genialer Streich, „unwillkürlich hinzugefügt“, quasi mit links. Durch einen lässigen Schwenk in die Selbstironie wird alle zuvor behauptete Sicherheit mit einem Schlag vom Tisch gewischt. Diese Selbstironie könnte allerdings jedoch auch wieder nur

simuliert sein, außerdem findet sie ja nicht wirklich, sondern nur „in Gedanken an jemanden“ statt. Sie wird nicht einmal richtig aufgeschrieben, sondern nur aufgesetzt, könnte also bei der Reinschrift (in Gedanken an jemanden? an sich selbst?) auch gleich wieder unter den Tisch fallen: „Und, als hätte er in Gedanken an jemanden einen Brief aufgesetzt, unwillkürlich das Hinzufügen der ‚Herzlichen Grüße‘“.

Nie habe ich mich derartig über „Herzliche Grüße“ gefreut. Darüber, dass ich endlich herzlich, entklemmt, befreit und bedenkenlos mit Wagner über alle vorangegangenen Bedenken lachen durfte.

Besonders nach der dann doch artigen Lektüre von vorn bis hinten, während derer ich mich mit dem hier sprechenden, sinnierenden und spazierenden Wagner angefreundet, seine unausgesetzten Selbstreflexionen nachvollzogen, seine Zweifel, Ängste, Unsicherheiten, Verklemmungen und Skrupel als den eigenen mitunter durchaus nicht unverwandt erkannt hatte, und ihm auf seinem Zickzack zwischen Innenwelt und Außenwelt dicht auf den Fersen geblieben war. Nachdem ich seinen von Rückschritten, Abschweifungen, Stagnationen, Sprüngen und Einbrüchen geprägten Entwicklungsprozess mit ihm durchlaufen hatte, und dabei ihm, dem ewigen Selbstskeptiker, diesen ungenierten Satz („ich liebe mich!“ mit Ausrufungszeichen!) kaum zugetraut hätte. Meine herzliche Freude blieb auch nach Lektüre eines bezugnehmenden Kommentars aus Peter Handkes erstem Brief an den Autor ungemindert, eines Kommentars, den Handke neben vielen ermutigenden, schönen und wahren Sätzen zum Glück aber ohnehin selbst in Klammern gesetzt hatte:

„(Vom letzten Satz war ich enttäuscht: das sind nicht Sie, der da spricht, und es ist einer der wenigen Momente beim Lesen, wo ich das Gefühl hatte, dass Sie etwas wollen, wo nichts zu wollen ist.)“

Soviel zum geglückten Ende.

Der Beginn, d.h. die Entstehung des Buches ist eine eigene Geschichte, Franz Weinzettl erzählt sie in der Nr. 158 der *manuskripte*: Es war im Jahre 1979, als Peter Handke, nach vorausgehender Korrespondenz mit dem Autor, die (1983 realisierte) Buchveröffentlichung im Residenz-Verlag anregte, und sich auch gleich für die Beibehaltung des idealen, wenn auch werbestrategisch nicht unbedingt günstigen Titels „Auf halber Höhe“ einsetzte. (Sollte das Buch unter einem anderen Titel erscheinen, drohte Handke, werde er einen Verriss in der Kronen-Zeitung schreiben.) 1986 folgte die erste Taschenbuch-Ausgabe bei S. Fischer, und nun, 2003, legte der Wiener Verlag „Edition Korrespondenzen“ eine Neuauflage des Debütromans vor, erweitert um die beiden im Volltext wiedergegebenen, wegbereitenden Handke-Briefe an Weinzettl. Mit diesem Buch trat der Autor Ende 2003 als einer der Autoren auf, die in der Wiener Alten Schmiede im Rahmen der Reihe „Verwischte Spuren, Relektüre verdeckter Literatur“ vorgestellt wurden. Was beinahe so klingt, als wären hier Bücher unter dicken Staubschichten hervorgeholt worden. In der Tat scheint das Buch nicht recht in die Gegenwart zu passen. Doch der Schein trügt, denn tatsächlich passt es geradezu ideal in unsere Zeit - als Gegengewicht zur schrillen, actiongeladenen, rasenden Reizüberflutung. Dies entspricht der Verlagsphilosophie der „Edition Korrespondenzen“, und so ist es kein Zufall, dass Weinzettl der erste österreichische Autor war, der bei Verlagsgründung 2001 mit seinem Werk „Das Glück zwischendurch“ in das Programm des Verlags aufgenommen wurde.

Doch zurück zu „Auf halber Höhe“, dem 20 Jahre alten Debüt. Es ist die Erzählung davon, wie sich ein hypersensibler Mensch, Wagner, aufmacht, um aus seiner vorwiegend von Ängsten, Minderwertigkeits- und Ohnmachtsgefühlen dominierten Jugend Schritt für Schritt hinauszufinden. Hinaus aus einer scheinbar heilen Welt und seinem scheinbar nichtigen Dasein darin. Es ist der gelungene Versuch, die Beobachtungen an sich selbst und an den ihn begleitenden Menschen beschreibend und hinterfragend zu erfassen. Und es ist ein Versuch, die Fülle der mit allen Sinnen wahrgenommenen Details in seiner Umgebung festzuhalten: Die Natur zu jeder Jahreszeit in all ihren Erscheinungsformen. Das Land, das „Daheim“, auf halber Höhe des Hügels, damals. Und später die Stadt, die weite Welt, in die er auszog oder sich treiben ließ, um zu studieren. Früher die omnipräsente Mutter und die vielleicht allzu enge, dafür Sicherheit und Geborgenheit garantierende Bindung an diese. Die Einsamkeit als ein Phänomen, das man genießen, verwünschen, oder gelassen hinnehmen kann. Später die nur schemenhaft skizzierte Freundin, die eine neue Art von Komplikation mit sich bringt: „Sein Verhalten ihr gegenüber, oft nur ein

„Verhalten“ (Zurückhalten) von Gefühlen - bisher. Sie waren „häufig genug“ (ein Ausdruck der Mutter) aufgestaut; und sein Vorsatz, künftig alles möglichst gleich auszusprechen, die Gefühle erst 'befreit' zu bedenken, mit der Freundin zusammen (statt wie üblich, elendlang zu überlegen, ob sie vernünftig waren oder nicht)“.

In einem fort reflektiert und phantasiert Wagner über „sich“ (*den in Tagträume verstrickten, zu Hause Gebliebenen*) und „die anderen“ (*die vielleicht irgendwo draußen waren, etwas erlebten*), über sein wirkliches Sein und über den gemutmaßten Schein, die Vorstellungen, die er von den anderen hat, oder welche die anderen von ihm haben könnten. Manchmal geht es so weit, dass er und „die Anderen“ sich miteinander vermengen: „Manchmal, wenn er etwas ein zweites Mal dachte oder fühlte, hatte er den Eindruck, etwas zu denken oder zu fühlen, was viele andere beim ersten Mal schon mitgedacht oder mitgeföhlt hatten, und sich erinnernd, schien ihm, als wäre es damals umgekehrt gewesen: jene anderen hatten das Bestimmte gedacht oder geföhlt, und er hatte es nur miterlebt.“

Das Wenige, was wirklich geschieht, ebenso wie das Viele, das sich in der Welt der Imagination - für Wagner die eigentliche Realität - abspielt, wird von der Sprache untermalt. Wie jede gute Begleitmusik spiegelt sie den Inhalt wider. Sie verschachtelt Wagners Gedankensätze ineinander oder sie kettet viele Satzfragmente aneinander, damit keines verloren geht, aber in der Masse doch unauffällig bleibt. Sie bricht unvermittelt ab. Oder setzt nach Aussagen Fragezeichen, als ob ein Hintertürchen offen bleiben sollte.

Wagner, der Suchende, Tastende, der ewig Zweifelnde, der fürchtet, dass man ihm seine ihn bisweilen lähmende Verkrampfung ansieht, - der stammelt und stockt. An die Stelle von Kommas setzt er Strichpunkte, die das Tempo drosseln und die Atempausen verlängern. Er scheint leise sprechen zu wollen und setzt das Gesagte in Klammern oder Anführungszeichen, als wolle er es unbedingt als Zitat (was es oft ist) kenntlich machen oder es relativieren. Als wolle er ein „eigentlich“ davor setzen, oder als wage er nicht, eine von ihm nur vermutete Tatsache offen beim Namen zu nennen. (Um ein Haar hätte ich 'wage' in Anführungszeichen gesetzt, vermutlich aus dem selben Grund.)

Diese Sprache, als Abbild eines Zerrissenen, zutiefst Verunsicherten, klingt etwa so: „Als die erklärten ‚Feinde im Inneren‘: die Trägheit; die Ängstlichkeit; das Vergänglichkeitsgefühl - zusammengenommen ihm von Zeit zu Zeit als das Innerste erscheinend, und 'er selbst' jenem Mittelpunkt ausgeliefert, ihm ohnmächtig gegenüberstehend, und das Mitleid mit dem schwachen Teil (sich selbst), aber auch darauf manchmal die Wut, als wäre er nicht auch jener schwächere Teil gewesen.“

Doch das Pendel der Befindlichkeiten schlägt auch in die andere Richtung aus, und dann, in den seltener aufblitzenden Glücksmomenten, lässt sich ein übermütiges und lautmalerisches Sprachecho vernehmen: „Die Katze, die sich weitertastete im Gras, nur hin und wieder das Zucken mit dem Kopf, bei kitzelnden Grashalmspitzen; daneben wie plump der Hund!“

Fast durchgehend sind die Sätze ihrer Dynamik, nämlich des Verbuns beraubt. Vorwärts geht es fast nur noch durch die Erwartungen weckenden Doppelpunkte: Als würden die bedächtigen Schritte des Wandernden und Schauenden nachgebildet, oder als nähme die Intensität der Wahrnehmung seinem Atem den Fluss. Mitunter bleibt Wagner gar stehen um zu schauen und zu lauschen. In solchen Momenten ist die Statik der Sprache perfekt, auf das Allerwesentlichste reduziert hält sie mit Wagner zusammen den Atem an. Einige Tupper genügen, um ein ausdrucksstarkes Bild zu malen: „Unter der Plane auf dem Sandhaufen: die Wasserdunsttropfen am Abend. In der Baumkrone der Linde: das Insektengesiede, bis in die Dunkelheit. Tief im Himmel das Düsenflugzeug: das Aufrauschen in den Bäumen wie als das bodenferne Fahrtwindgeräusch.“

Die Naturbeschreibungen in Weinzettls Werk bestehen aus ungezählten kleinen, unscheinbaren Einzelheiten, ebenso wie aus allzu Offensichtlichem. Beides kann gleichermaßen leicht übersehen werden. Vermutlich ist es das, was Wagners Sinne fesselt und was die ihn begleitende Sprache (innerhalb ihrer Grenzen) entfesselt. Es gibt Momente, da beginnt sie frei zu strömen, eigene Worte zu bilden, der Phantasie ihren Lauf zu lassen, aufzublühen und durchzuatmen: „Die freien Plätze im Wald, eingesickert vom Land. Losgeweht die Lichtdurchlässe zwischen den Blättern. In den Lachen gespiegelt die Atemlöcher, der Himmel. Das Rascheln des Laubs als Streichholzsachtelgeräusch.“

Das könnte ein Gedicht sein. Nie mehr möchte man diesen Ort verlassen. Es eilt auch nicht. In der Welt von „Auf halber Höhe“ gibt es genug Zeit. Es gibt Stille. Regen. Licht. Manchmal ist alles ein wenig traurig. Oder grausam. Dann wiederum wunderbar. Und ohne Wagners, pardon Weinzettls Humor wäre das alles kaum auszuhalten.

Doreen Daume, Manuskript, 2004

Aus einer Lücke im Leben

Über Franz Weinzettls traumwandlerische Erzählung „Auf halber Höhe“

Der Erlebnis- und Erinnerungsvorrat, der einem Erwachsen gewordenen oder gerade Erwachsen gewordenen aus Kindheit und Jugend übrig geblieben ist, ist nur allzu oft verschwindend klein. Von der Kindheit trennt einen nicht nur die fremd gewordene Sprache damaligen Erlebens, sondern die scheinbar so eingrenzende Wortlosigkeit kindlicher Wahrnehmungswelt. Solche Stummheit mag Erwachsenen klaustrophobisch erscheinen. So als wäre das Sprechenlernen eine Befreiung. Gleichzeitig aber ermöglicht gerade die geringe Bandbreite kindlicher Artikulation, in der sich jede Aussage über die Welt und den eigenen Körper nur als Schreien, Weinen, und erst nach einer gewissen Zeit auch als Lachen, ausdrücken lässt, ungeahnte haptische Erfahrungsmöglichkeiten. [...]

Insofern ist Kindheit tatsächlich als eine Art „Vorzeit“ zu begreifen. Ein Vor-Leben, von dem man nach Walter Benjamin wie durch ein Exil abgeschnitten ist. Das Heimweh nach dem, was sich als Kindheit vage erahnen als tatsächlich erinnern lässt, ist ein dementsprechend aussichtsloses. Es blickt mit immer stärkerer Sehnsucht einem jedoch unwiderruflich wegdriftenden Kontinent eigenen Lebens hinterher. Und wenn Peter Handke, kurz nachdem „Auf halber Höhe“ zum ersten Mal ein Buch geworden ist, in einem Brief an Peter Weinzettel für dessen Erstling den Begriff der „Vorzeit“ verwendet, macht er gerade auf diese Entfernung aufmerksam und spricht gleichzeitig von dem Wunder, dass hier ein Buch geschrieben worden ist, das in beängstigter und gleichzeitig wunderbarer Selbstverständlichkeit die Landschaft einer Kindheit, einer Jugend und eines beinahe Erwachsen-geworden-Seins durch scheinbar beiläufiges Abtasten vor den mitlesenden Augen auftauchen lässt.

„...das Wandern, allein“, heißt es nicht von ungefähr im ersten Kapitel, „lang schon als Tagtraumvorstellung, auf das umliegende Land bezogen, so weit die Aussicht von dem hochgelegenen Heimatort aus reicht. (...) Das Fortgehen am Morgen, die Rückkehr am Abend; die lang gestreckten oder breiten Bögen, vor allem nach Osten. Der Hügel unauffällig. ‚Verloren‘ als Formangabe: langsam an Höhe abnehmend. „Nach dem Gehen im Schatten“, heißt es im darauf folgenden Absatz, „das Hinaustreten in die Sonne, von der Helligkeit fast ohne Blick, wieder der Wald, auch als Rastort nach den unbenützten Bänken in der Sonne oder nahe den Häusern. Öfter der Blick zurück, auf die schon durchwanderten Orte, und auf die Kindheitswelt: die Täler zwischen den Standpunkten und dort, die ungewohnte Ansicht der so gewohnten Häuser und Dörfer.“

Immer wieder habe ich in den vergangenen Wochen diese so unheimliche und in ihrer Selbstverständlichkeit für die Erzählung Franz Weinzettls bezeichnende Stelle über das Dahinwandern und den selbst angesichts sich verlierender Hügel ruhigen Blick gelesen und dabei den Mut, das Wagnis und das Gelingen bewundert, Verlorenheit nicht nur als Formangabe zu verstehen, sondern als solche erzählerisch in unzähligen Momentaufnahmen auch aufs Papier zu bringen.

Gerade angesichts dieser Zeilen, in denen beim Blick auf die Täler der Kindheitswelt zum ersten Mal vom Ungewohnten des Gewohnten die Rede ist, wird deutlich, warum „Auf halber Höhe“ sich ohne diesen unerhörten Mut nicht schreiben hätte lassen. Denn „Auf halber Höhe“ das ist in meinen Augen ein ganz besonderer und an dieser Stelle vielleicht nur durch einen kleinen Umweg verdeutlichter Zustand. Es ist der Zustand eines Aufwachens, der, so lautet meine Grundannahme, vor allem bei höheren Schülern und Studierenden spürbar wird, wenn in der gerade besuchten Schule oder dem gewählten Studium ein Abschluss naht und die Aussicht auf ein endgültiges Erwachsenwerden und das Erfüllen möglicher oder unmöglicher Berufsbilder plötzlich unverrückbar erscheinen.

Natürlich kann die einzig mögliche Reaktion darauf, auch wenn dies in unserer Erfolgs- und Herausforderungsgesellschaft nicht unbedingt opportun ist, nur ein sofortiges Innehalten sein. Solche Zeit- und Orientierungslosigkeit ist jedoch angesichts der in Ausbildung und Bildung investierten finanziellen Mittel eine massive soziale Provokation. Dennoch kommt einen oft erst dann, wenn sich der von Kindergarten bis Schule, Hochschule oder Universität verfolgte Bildungsweg ins sogenannte Berufsleben hin verengt, zu Bewusstsein, dass man viel lieber Tischler oder Gärtner als Geisteswissenschaftler, Lehrer oder Jurist hätte werden wollen. Die Bildungspolitik wiederum versucht diesen Moment des Stillstehens durch Zwischenabschlüsse, Bakkalareate etc. so gut wie möglich aus den Biografien zukünftiger Arbeitskräfte zu verbannen. Manche aber beginnen trotz allem noch einmal etwas Neues, während andere womöglich nur still verzweifeln und trotzdem Lehrer oder arbeitslose Akademiker werden. Die wenigsten aber setzen sich in einem solchen Augenblick hin und schreiben ein Buch.

Die Erzählung „Auf halber Höhe“ ist vielleicht gerade in einem solchen Zeitraum entstanden. In einer Lücke im Leben, oder vor einer Lücke im Leben, gleichsam auf halber Höhe. Und womöglich können auch nur von einem solchen Standort so nahe kommende Blicke auf die Kindheit geworfen werden. (...)

Franz Weinzettl erzählt aus halber Höhe. Aus den Augenwinkeln blickt seine Erzählfigur Wagner auf das Erlebte. Im besten Sinn gebrochen ist dieser Blick, es ist eine indirekte Sichtweise. Gleich zu Beginn der Erzählung schaut Wagner sein Zuhause nicht allein mit seinen Augen, die er auf eine Landkarte heftet, an, sondern auch durch das Erinnern seiner Mutter, der zweiten Hauptfigur in diesem Buch. (...)

Und während es am Buchende über die Mutter heißt, für sie wäre der Ort, wo sie lebte, immer noch „die Welt (wie für ihn als Kind)“, gilt das für den in der Stadt studierenden Wagner nur im Abtasten, im buchstäblichen Nachgehen und über den Umweg, dem Blick oder dem Reden der Mutter zu folgen. So nähert sich diese Prosa immer wieder auf dialogische Weise dem Ungewohnten im scheinbar Gewohnten. Und findet so buchstäblich einen Rhythmus des Erinnerns, in dem das Unheimliche, um mit Freud zu sprechen, tatsächlich nichts anderes als das Heimliche ist, während das vorangestellte „un-“ nur den Akt der Verdrängung markiert, sodass am Schluss tatsächlich gesagt werden kann: „Er hatte seine Kindheitsumgebung erlebt, wie man träumend nicht weiß, was man träumt...“

Martin Prinz, Der Standard, April 2004

„Es zittert darin von sanfter Wahrheit“

KRAUSE: Um einen der wohl stillsten Dichter im Lande wurde es zuletzt noch stiller. Haben Sie resigniert oder sich eine längere Schreibpause auferlegt?

WEINZETTL: Überhaupt nicht. Ich war beim Schreiben immer sehr langsam. Mir widerstrebt es absolut, mit Ach und Krach eine Geschichte zu erfinden.

KRAUSE: Seit fast vier Jahren arbeiten Sie auch als Psychotherapeut. Viele Dichterkollegen haben Sie vor diesem Schritt gewarnt. Bereuen Sie ihn?

WEINZETTL: Ganz im Gegenteil. Ich habe die völlige Schreibtisch-Einsamkeit getauscht gegen intensiven Kontakt mit Menschen. Als Schriftsteller gilt es jetzt nur, eine richtige Balance zu haben. Da bin ich sehr zuversichtlich. In meinem Kopf entwickeln sich einige Dinge eher fragmentarischer Art.

KRAUSE: Im Literaturhaus werden Sie heute aus Ihrem Debütwerk „Auf halber Höhe“ lesen, erschienen vor exakt 20 Jahren, in einer Neuauflage ergänzt durch zwei Briefe Ihres Mentors Peter Handke. Also auch ein Jubiläumsfest?

WEINZETTL: Wer will, kann es so sehen. Ich merke nur immer wieder, welchen Sonderstatus Erstlingswerke haben. Und dass es im neuen Buch auch zwei Handke-Briefe gibt, verdeutlicht vielleicht ganz entscheidend meine Entwicklung.

KRAUSE: 1983 wurden Sie ja auch endgültig freier Schriftsteller, in dessen Texte, so Handke, „es zittert vor sanfter Wahrheit“. Wie viel Mut bedarf es, sich diese Sanftmut zu bewahren, ohne weltfremd zu erscheinen?

WEINZETTL: Vor Weltfremdheit bewahrt mich allein schon mein Beruf. Und die Sanftmut? Mir geht es beim Schreiben um intensive Momentaufnahmen, alles Krampfhaftes ist mir zuwider. Vielleicht liegt darin Sanftheit.

Werner Krause, Kleine Zeitung, Dezember 2003

„Sechs beste Bücher“

Vor mehr als 20 Jahren erschien bei Residenz die Erzählung eines jungen Autors, der die Kritik mundtot machte. Ein neues Talent war auf der Bildfläche erschienen, ein Autor, der nichts aus sich machte und mit einem schreiend stillen Text landläufige Erwartungen kippte. Franz Weinzettl erzählt von einem, der als Student auf dem Sprung in ein neues Leben steht und in die Zukunft denken sollte, und dem doch die Flucht aus den prägenden Bindungen seiner Kindheit zur fürchterlichen Last wird.

Anton Thuswaldner, Salzburger Nachrichten, Februar 2004